

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes
suisses**

Band (Jahr): **44 (1956)**

Heft 8

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZENTRALBLATT

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

*Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz*

Redaktion: Frau M. Humbert, Gunten, Telefon (033) 7 34 09 (Manuskripte an diese Adresse)

Frau Dr. H. Krneta-Hagenbach, Thunstraße 91, Bern, Telefon (031) 4 96 12

Postschecknummer des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins: V a 174 Solothurn

Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Marienstraße 8, Postscheck III 286

Jahresabonnement: Mitglieder Fr. 3.—; Nichtmitglieder Fr. 4.— Erscheint monatlich

Inhalt: Die Zeit der Reife — Krisis des Menschen heute — Protokoll — Was nicht im Protokoll steht — Aufgaben u. Arbeit der «Big Sisters» in Nordamerika — Nachdruck unter Quellenangabe gestattet

Die Zeit der Reife

Der vergangene Winter war hart, der Frühling kalt, und auch der Sommer hat bis jetzt nicht gehalten, was man im allgemeinen von ihm erwartet. Und doch sind die Früchte in aller Stille ihrer Reife entgegengewachsen. Schon steht das Korn in seiner leuchtend gelben Farbe und fällt unter der Sense des Schnitters, die Fruchtbäume sind recht dicht behangen mit den herrlichen Früchten des Herbstes. Die Zeit der Reife ist da, nicht aufspringend, mit übersprudelnder Kraft wie der Frühling, vielversprechend, aber ungewiß; vielmehr zeigt sie uns tausendfältig, was das Jahr uns beschert, und wenn der Ertrag auch nicht so groß sein mag, wie man das zu Beginn des Jahres gerne erwartet hat, so ist es doch eine Ernte, ein positives Resultat geleisteter Arbeit.

So wie in der Natur aus dem Samenkorn die Früchte herangereift sind, so sind auch im Verlaufe zahlreicher Jahre die Frauenwerke gewachsen. 25 Jahre sind es her, nein 40, ja sogar 50, 60, 80 Jahre, seit dieses oder jenes Werk begonnen wurde, das heute schönste Früchte trägt und vom unendlichen Fleiß vieler unzähliger Frauen berichtet, die in unabsehbarer Arbeit immer wieder ihr Bestes eingesetzt haben, um mit wenig Mitteln (wie könnte es bei Frauenwerken auch anders sein!) Großes zu schaffen. In zahlloser Kleinarbeit, mit viel Überlegen, Rechnen und Einteilen ist so langsam aus Kleinem Großes geworden, das heute Früchte trägt und den Frauen zur Ehre gereicht. Manches der Werke ist, wenn es ausgereift oder in seinem Wachstum über die Kräfte der Frauen hinausreichte, von der Allgemeinheit übernommen worden, und nur allzu leicht vergißt man, daß am Anfang ein paar tapfere Frauen standen.

Die Zeit der Reife bringt aber nicht nur Früchte, sie schafft auch die Samen für neue Pflanzen, die ihrerseits wieder Früchte tragen. So ähnlich ergeht es auch mit den Frauenwerken. Je größer sie werden, desto mehr sieht man Möglichkeiten für neue Werke, die sich als Notwendigkeit aufdrängen. Ist der einen Not gesteuert, entdeckt man eine andere; denn wo immer sich Menschen zusammenfinden, gibt es solche, die zu kurz kommen, sei es, daß ihre Kräfte für den Kampf ums Dasein

nicht genügen oder daß sie weit mehr belastet sind als andere Menschenkinder. Der Natur der Frau obliegt es, in ihrer mütterlichen Art für den Ausgleich der Kräfte zu sorgen und dort einzuspringen, wo man ihre Hilfe am meisten braucht. Für dieses segensreiche Walten, das uns überlassen bleibt, wollen wir dankbar sein. -rr-

Der 50. Geburtstag der Gartenbauschule Niederlenz, 15. Juli 1956

Wenn ein Geburtstag ein Familienfest sein soll, so hat derjenige der Gartenbauschule seinen Sinn voll und ganz erreicht. Das Jubiläum sollte einfach und herzlich werden, Haus und Garten einem jeden offen, den alte Erinnerungen oder Bande neuern Datums nach Niederlenz riefen. Daß es aber ein so vollkommen schönes und harmonisches Fest sein würde, wagten auch die Veranstalterinnen nicht zu hoffen.

Die Ehemaligen: Zahlreich meldeten sie sich an, von allen Seiten aus dem Schweizerland zogen sie Niederlenz zu, auch aus dem Ausland richteten sie es ein, um die alte Schule wieder aufsuchen zu können. Schmerzlich war es nur, daß eine Ehemalige aus der Gründungszeit dann schließlich ihr Visum nicht erhielt und so die ersehnte Reise von Rußland nach Niederlenz nicht machen konnte.

Die offiziellen Gäste: Es gab keine gestreiften Hosen und schwarzen Kittel, aber auch keine Steifheit und kein Müssen, dafür aber herzliche Worte der Verbundenheit, und wir sind Herrn Landammann Schwarz ganz besonders dafür dankbar, daß er aus unserer Festschrift glaubte herauslesen zu können, daß Mut und Bescheidenheit den Gemeinnützigen nicht ganz fremde Begriffe seien. Wie freuten wir uns für die, die das Werk geschaffen und durchgehalten und denen all der Dank galt.

Die ehemaligen Lehrer wurden mit ganz besonders warmen Ovationen begrüßt, ihr Mitdabeisein war allen eine große Freude.

Und die *Geburtstagsgeschenke*? Die Gartenbauschule hat einen so einnehmenden Schulpräsidenten, daß das Schenken fast nicht zu Ende kommen wollte. Da waren es vor allem die Ehemaligen, die unter sich gesammelt hatten, jemand stiftete einen Batzen in den Stipendienfonds, die Pflegerinnenschule, der Gärtnerinnenverein, die Frauenvereine von Zürich und Liestal, sie alle übergaben dem strahlenden Empfänger verheißungsvolle Kuverts. Die aargauischen gemeinnützigen Frauenvereine hatten sich zusammengetan, um dem Haus eine elektrische Kaffeemühle zu stiften, die sicher bei manchem gemeinsamen Höck hochwillkommen sein wird. Die Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft stellte sich auch unter die Schenkenden. Dann aber beschenkten uns vor allem die gegenwärtigen Schülerinnen, unter Leitung von Herrn Musikdirektor Schmid, mit Jaques-Dalcroze-Liedern und der Fischer-Musikkomödie «Das verlorene Lied», die im Mozart-Jahr besonders freudig aufgenommen wurde, und «aus eigenem Boden» mit einer Schnitzelbankrevue, die anzuhören ein reines Vergnügen war. Besonders die Ehemaligen zeigten durch ihre Reaktionen, wie echt das Niederlenzer Leben dargestellt wurde.

Nachdem gerade zu Beginn der offiziellen Feier in der daneben gelegenen Turnhalle, die uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt worden war, der Himmel den Schülerinnen noch schnell das abendliche Gießen freundlicherweise abgenommen hatte, war es nachher möglich, unter verklärtem Himmel das frohe Beisammensein im Garten weiter zu pflegen. Überall bildeten sich Gruppen, wurde geplaudert, fachmännisch bewundert (nicht zuletzt die neue Gartenhalle), aber auch die gut organisierte Verpflegung — wir waren immerhin gegen 400 Teilnehmer — mit Dank angenommen. Ein schöner, reicher Tag, getragen von einem starken Gefühl der Gemeinsamkeit und des Dankes. M. H.

Die Krisis des Menschen heute

Vortrag von Herrn Prof. Dr. Arthur Rich, gehalten an der Jahresversammlung 1956
des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins

Beim Begriff Krisis geht es um ein Wort, das aus dem medizinischen Vokabular des Arztes stammt. Dieser versteht darunter den Höhepunkt einer Krankheit, wo es sich entscheiden muß, ob der Patient genesen oder sterben wird. Wenn wir nun von einer Krisis des Menschen heute reden, dann setzen wir offenbar voraus, daß der moderne Mensch — natürlich jetzt im Bild gesprochen — einer Krankheit verfallen ist, und zwar einer höchst gefährlichen Krankheit, in der nichts Geringeres als sein Menschsein selber auf dem Spiele steht. Allein, darf man in einem solchen Sinne von einer Krisis des Menschen heute reden? Und wenn ja, worin besteht dann die Krankheit, die ihr zugrunde liegt? Dies sind die ersten Fragen, denen wir uns zuzuwenden haben.

Daß der moderne Mensch tatsächlich in einer schweren Lebenskrise steckt, das brauche ich vor Ihnen gewiß nicht näher zu erörtern. Sie erleben es in Ihrer sozialen Arbeit, die Sie im Schoß des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins verrichten, sozusagen Tag für Tag. Da ist die wachsende Jugendkriminalität, der zunehmende Verfall der Sexualmoral, die immer mehr einreißende Ehrfurchtslosigkeit dem Leben gegenüber. Da ist weiter die unersättliche Lebensgier und steigende Süchtigkeit des heutigen Geschlechts. Da ist die schwindende Festigkeit der Ehe und die nachlassende erzieherische Formkraft unserer Familien. Und da ist schließlich die Verschlechterung des Arbeitsethos vieler und die Verwilderung des Rechtsempfindens in der innern wie in der äußern Politik der Völker. Wohin wir immer blicken, begegnen wir einem moralischen Chaos, das uns oft genug den Atem rauben und in einen lähmenden Pessimismus dem modernen Menschen gegenüber stürzen will.

Woher aber kommt das, weshalb das moralische Chaos, dessen Opfer der heutige Mensch zu werden droht? Ist etwa seine ethische Qualität gesunken, oder hat sich seine sittliche Kraft erschöpft? Alles Leben wird ja einmal alt und müde und geht den Weg des Niedergangs. Könnte sich im modernen Menschen des Abendlandes nicht auch dieses Gesetz auswirken, wie das vor mehr als dreißig Jahren der Kulturphilosoph Oswald Spengler in einem berühmt gewordenen Buch behauptet hat?

Diese Meinung setzt voraus, daß der Mensch von gestern moralisch gesünder gewesen sei als der von heute. Aber ist das wirklich so? Hat man früher von Trunk- und Freßsucht, von Arbeitsscheu und Prostitution noch nichts oder auch nur weniger gehört? War die Ehrfurcht vor dem Menschenleben und die Bereitschaft, sich dem Recht zu beugen, lebendiger als in der Gegenwart? So etwas kann im Grunde nur behaupten, wer den Menschen der Vergangenheit nicht kennt. Wer ihn aber kennt, der weiß, daß noch jede Zeit über ihren moralischen Zerfall gejammert hat und daß es kein Jahrhundert gibt, da die Menschen wirklich «gut» gewesen wären. Gegen eine die geschichtliche Vergangenheit verklärende und damit schönfärbende Betrachtungsweise muß der unbestechliche Realismus der Bibel aufgerufen werden, die schon vom Menschen der grauen Vorzeit sagt, das Trachten seines Herzens sei böse von Jugend an (1. Mose 8, 21). Und das müssen wir festhalten, wenn wir nicht von vornherein einer völlig falschen Schau zum Opfer fallen wollen: Der Mensch von gestern war nicht besser als der Mensch von heute, und der Mensch von heute ist nicht schlechter als der Mensch von gestern. Darum ist

auch das moralische Chaos des modernen Menschen wohl ein Symptom seiner Krisis, aber noch nicht die Krisis selbst. Diese muß viel tiefer liegen, und diesem Tieferen haben wir jetzt nachzuspüren.

Es empfiehlt sich nun, bevor wir in unserer Besinnung weiterschreiten, eine kurze

begriffliche Klärung

zu vollziehen. Was ist denn eigentlich unter dem modernen Menschen zu verstehen? Der Mensch von heute? Der Mensch, wie er uns überall begegnet: in den Fabriken und auf den Büros, an der Werkbank und am Pflug, in den Laboratorien und an den Universitäten, kurzum auf allen Arbeitstätten zu Stadt und Land? Der Mensch wie du und ich? Aber ist denn dieser Mensch nicht von einer unerhörten Vielfältigkeit? Nicht nur von einer Vielfältigkeit der Berufsausübung, sondern mehr noch von einer Vielfältigkeit der geistigen Einstellung? Da sind Religiöse und Nichtreligiöse, Idealisten und Materialisten, Anhänger eines freien Lebensstiles und Befürworter autoritärer Ordnungen, Bürgerliche und Nichtbürgerliche, Rechts-extremisten und Linksextremisten, Puritaner und Genießer, Sich-selber-in-der-Hand-Habende und der Süchtigkeit Verfallene. Und da sind nicht zuletzt die großen Scharen derer, die irgendwo in der Mitte stehen, das eine wie das andere Extrem vermeidend. Dies alles ist doch der heutige Mensch! Wäre es da nicht richtiger, von *den* modernen Menschen, statt *vom* modernen Menschen zu reden?

Wenn ich das jetzt trotzdem tue, das heißt vom modernen Menschen als von einer geistigen Einheit spreche, dann aus dem Grunde, weil die Vielfalt seiner Erscheinungsweisen in einem Punkt sich findet. Diesen einen Punkt kann man als das Bekenntnis zur Mündigkeit bezeichnen, zur Autonomie, um dasselbe durch ein bekanntes Fremdwort auszudrücken. Der moderne Mensch weiß sich autonom, das heißt auf sich selbst gestellt und darin mündig. Dies macht sein innerstes Geheimnis aus. So beruft sich der Religiöse auf Erfahrungen seines Innenlebens und der Nichtreligiöse auf Argumente seines logischen Verstandes. Für den Materialisten sind die eigenen Lebensbedürfnisse maßgebend, für den Idealisten die Verpflichtungen, die er durch seinen Geist vernimmt. Und Rechtsextremisten wie Linksextremisten fühlen sich als Testamentsvollstrecker ihrer politischen Vernunft. In allen Fällen ist ein Eigenes das Fundament, auf dem man steht und auf dem man lebt. Und gerade darin liegt die innere Einheit in der Mannigfaltigkeit des modernen Menschen heute.

So gesehen ist nun allerdings der moderne Mensch nicht erst der Mensch von heute. Das Lebensgefühl der Autonomie im Sinn des Durch- und Für-sich-selbst-sein-Wollens des Menschen hat das Herz im Grunde immer schon gepackt, wie die alte Geschichte vom Sündenfall bezeugt, die wir auf den ersten Blättern der Bibel finden. Aber es war ihm, unter dem Zwang von religiösen und kirchlichen Bindungen, die das menschliche Bewußtsein über Jahrhunderte, ja über Jahrtausende kontrollierten, lange nicht gegeben, das Leben wirklich selber zu bestimmen. Erst seit den Tagen der Renaissance fing es im Abendlande an, zu einer geschichtlichen Macht zu werden. Und seither hat das seinen Fesseln entronnene Lebensgefühl der Autonomie unaufhörlich die menschliche Gesellschaft umgestaltet. «Das größte Experiment der Menschheit war in Gang gekommen: Man wollte sehen, was aus dem Leben wird, wenn man nur mit menschlichen Mitteln rechnet» (Theophil Spoerri). Und dabei sind großartige Dinge gelungen, die man nicht verkennen darf und die auch niemand rückgängig machen kann. Es sei hier nur an die erstaunlichen Leistungen der neuzeitlichen Naturwissenschaft erinnert, durch welche erst

die heutige Technik und Medizin und mit ihnen ein allgemeiner Lebensstandard ermöglicht wurde, wie ihn die Welt bisher noch nie gesehen hatte. Der Mensch ist in zivilisatorischer Hinsicht reich geworden, unendlich reicher als jemals zuvor in der Geschichte. Er schien nahe daran zu sein, so etwas wie ein Paradies auf Erden aufzurichten, aber — das Paradies ist nicht gekommen. Vor den Augen des modernen, sich mündig wissenden und jetzt in das Zeitalter der Atombombe eingetretenen Menschen steht vielmehr das apokalyptische Gespenst einer höllischen Selbstvernichtung. Der berauschte Fortschrittstraum, den er so lange träumte, ist jäh verflogen, und statt dessen bricht ganz unvermutet der Abgrund des Nihilismus in seiner erschrockenen Seele auf. Wie war denn das nur möglich? Was ist eigentlich geschehen?

Etwas ist geschehen, was nur wenige, ganz besonders helllichtige Geister kommen sahen. **Der Mensch, der sich auf sich selber stellt, wirklich auf sich selber stellt, stürzt in die Unendlichkeit des Nichts.** Zwar hat man lange genug gemeint, daß es eine natürlich-sittliche, gerade dem mündigen Menschen verfügbare Ordnung gebe, die mit derselben Bestimmungskraft das innere Leben des Menschen leiten könne wie die Gesetze der kosmischen Welt das äußere. Nirgends kommt dieser Glaube zu einem erhabeneren Ausdruck als in den berühmten Worten Kants: «Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.» («Kritik der praktischen Vernunft»). Auf sich selber stehen, hieß von hier aus auf dem moralischen Gesetz im eigenen Geiste stehen. Und so standen und stehen viele auf dem «moralischen Gesetz» in ihnen, in der Meinung, auf sich selbst zu stehen. Aber gerade diese Meinung hat sich als trügerisch erwiesen. Wer auf dem moralischen Gesetze steht im Sinne Kants, der steht eben noch nicht wirklich auf sich selbst, der steht faktisch immer noch auf dem Gebot, das der Offenbarungsgott der Bibel geboten hat. Und wer wirklich auf sich selber steht, für den wird sich auch allmählich das moralische Gesetz auflösen, an das sich noch ein Kant und seine Zeitgenossen unbedingt gebunden wußten. Alles muß ungewiß, muß unsicher, muß relativ werden, wenn wir unsere Lebenswelt von der Welt Gottes losketten und als autonom erklären.

Keiner hat diese geistige Tatsache in einem ernsteren Sinn verstanden als Friedrich Nietzsche, der große Sturmvogel der in seinen Tagen erst heraufziehenden Krisis des modernen Menschen. In einem tiefgründigen Aphorismus läßt er einen tollen Mann auftreten, der auf den Marktplatz läuft und unaufhörlich schreit: «Ich suche Gott! Ich suche Gott!» — «Da dort gerade», wie die ins Aug gefaßte Stelle weiterfährt, «viele von denen zusammenstanden, welche nicht an Gott glaubten, so erregte er ein großes Gelächter. „Ist er denn verloren gegangen?“ sagt der eine. „Hat er sich verlaufen wie ein Kind?“ sagt der andere. „Oder hält er sich versteckt? Fürchtet er sich vor uns? Ist er zu Schiff gegangen: ausgewandert? —“ so schrien und lachten sie durcheinander.» Welchen Menschentyp der Dichterphilosoph hier schildert, ist unschwer zu erkennen. Er meint eben den modernen Menschen, den Menschen, der auf sich selber steht, nur mit menschlichen Mitteln rechnet, und für den Gott ein komischer Gedanke ist, der noch da und dort in verstaubten Köpfen spukt. Auch Nietzsche selber weiß sich als ein solch moderner Mensch. Auch er gehört zu denen, die nicht mehr an Gott glauben, und zwar in entschiedenem Sinne nicht mehr an ihn glauben. Aber er weiß, was das bedeutet, er weiß, daß, wenn Gott nicht ist, alles anders werden, alles ins Ungewisse, ins Relative, ins Nichtige abgleiten muß. Und darum läßt er den tollen Menschen mitten

unter die ahnungslosen Genossen springen mit dem titanisch-verzweifelten Schrei: «Wohin ist Gott?» Und er selbst gibt darauf die nicht genug zu bedenkende Antwort: «Ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet — ihr und ich! Wir sind alle seine Mörder! Aber wie haben wir dies gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittage angezündet werden?» Usw. («Die fröhliche Wissenschaft»)

Das geistige Geschehnis,

das hier Friedrich Nietzsche in einer Sprache voll satter Farben und glutvollen Bildern zeichnet, läßt sich durch folgendes *Gleichnis* nach einer bestimmten Seite hin noch etwas deutlicher machen:

War da ein Vater, der ein großes Haus erbaute, um seiner vielköpfigen Familie Raum zu geben. In seiner Fürsorglichkeit stellte er eine gemeinschaftliche Ordnung auf, die allen Hausbewohnern Rechte und Pflichten eines jeden auf die Seele band. Da war jedem Kinde sein Zimmer zugewiesen, da standen Räume aufgezeichnet, die nur dem Vater zugänglich waren, und da konnte man von schönen, weiten Stuben lesen, die allen gemeinsam dienen sollten. Das Ganze atmete die Liebe des weisen Vaters und ging den Kindern so unmittelbar zu Herzen, daß sie sich spontan und freudig in die Ordnung fügten und sie keineswegs als eine Einengung empfanden, sondern vielmehr als das Fundament ihrer Freiheit, einer Freiheit, die sie zu einer lebendigen Gemeinschaft zusammenband, statt sie individualistisch voneinander zu trennen. So stand das ganze Haus unter der freimachenden Herrschaft des liebenden Vaters, und alles nahm seinen guten Lauf.

Da kam der Tag, wo der Vater von den Kindern ging und seine große Familie sich selber überließ. Da aber die Kinder in der aus der tätigen Liebe geborenen und zur tätigen Liebe rufenden Ordnung so glücklich waren, wollten sie auch ferner nach ihr leben, und das Gebot des Vaters wurde ihnen heilig. Verstöße oder gar Übertretungen ließen sie nicht zu, und wenn solche dennoch geschahen, wurden sie bestraft. So gewöhnten sich auch die Kindeskinde an die heilige Ordnung, und Frevler war ihren Augen alles, was ihr zuwiderlief.

Neue Geschlechter kamen und gingen, die Erinnerung an den Vater verblich, aber die alte Ordnung blieb. Sie blieb schon durch das Beharrungsvermögen, das auch den geistigen Dingen eignet. Allein, man fing schon da und dort zu fragen an, warum denn eigentlich die überlieferte Ordnung unverbrüchlich gelten müsse, weshalb dieses Zimmer betreten werden dürfe und jenes nicht, und wieso die eine oder andere der gemeinsamen schönen und weiten Stuben nicht etlichen Wenigen gehören sollten, die durch die Kräfte ihres Leibes oder durch die Vorzüge ihres Geistes die Genossen überragten und Anspruch auf eine Sonderbehandlung erheben könnten. Da standen jedoch kluge Leute auf und bewiesen mit scharfsinnigen Gedanken, daß die überlieferte Ordnung vernünftig sei, weil sie der menschlichen Natur entspreche. Wer ihr gehorche, gehorche darum nur dem ewigen moralischen Gesetz, das in der Tiefe der eigenen Seele läge. Diese Lehre fand großen Beifall unter vielen, und das Ansehen der alten Ordnung ward neu gefestigt. Aber etliche, begabt mit kritisch-kühlem Verstand und einem unheimlich scharfen Sinne für die

Wirklichkeit der Dinge, waren ihr durchaus nicht zugetan. Nicht nur, daß ihrer Vernunft die alte Ordnung keineswegs als zwingend erscheinen mochte, sie fühlten auch im Untergrund ihrer inneren Natur eine Welt brodelnder Triebe und Gefühle, die sich nur widerwillig der alten Ordnung beugen wollten, als sei sie ihr Feind und nicht ihr Freund. Doch aus diesem Grunde gerade hielten sie mit ihrer skeptischen Einsicht stark zurück. Denn was müßte mit dem brodelnden Vulkan in ihrem Inneren geschehen, wenn er, der gewohnten Ordnung entbunden, ungehemmt losbrechen könnte! Freilich, die Zweifelsfrage blieb bestehen, und sie sollte fortan nimmermehr verstummen.

Wieder löste eine Generation die andere ab, und je mehr die alte Ordnung fraglich wurde, desto mehr erschien sie als bloße Tyrannei, desto mehr erhob sich die abgründige Triebwelt in der Brust des Menschen wider sie. Schließlich standen junge kecke Leute auf, die nicht scheu verbargen, was sie dachten und empfanden. Auf die Wirklichkeit der eigenen Natur muß der mündige Mensch sich gründen. Das hatten sie gelernt von ihren Vätern und Großvätern. Aber, was ist nun die Wirklichkeit der eigenen Natur? Die Alten sagten, das «moralische Gesetz in uns», das immer da war und immer sein wird, weil es in den ewigen Tiefen der Seele selber ruht. Aber die Jungen konnten diesen Glauben nicht mehr teilen, denn sie hatten in die Abgründe ihrer Seele hinabzublicken angefangen, und siehe, da war kein ehernes Sittengesetz und keine ewige Ordnung, da war ein Chaos triebhafter Wünsche, die gerade das begehrten, was verboten war. Und warum gab es überhaupt Verbotenes? Warum waren die einen Gemächer des Hauses tabu und die andern nicht? Wenn wir doch die mündigen Herren des Hauses sind, wer kann uns noch befehlen? Gebieterisch verlangten sie nach Antwort und — bekamen keine. Denn was die unsicher gewordenen Väter und Großväter zu sagen wußten, lief im Grunde immer nur auf das hinaus, daß man es mehr oder weniger stets so gehalten habe und, aufs Ganze gesehen, dabei doch gut gefahren sei. Daraus aber schlossen die Jungen nicht zu Unrecht: die alte Ordnung beruhe nur auf einer *menschlichen Konvention*, und alles Gerede von der Heiligkeit der Menschenrechte und Menschenpflichten in dem Hause, das man bewohne, komme einer frommen Lüge gleich, zumal eigentlich schon lange diese Rechte und Pflichten, sobald sie Opfer gekostet hätten, nicht mehr wirklich ernst genommen worden seien. Zuerst waren es nur wenige, die in aller Offenheit so zu denken und zu reden wagten; aber bald drang es hinunter zu den Halbwüchsigen, ja selbst zu den Kindern, daß man mit unbedenklichem Gewissen die verbotenen Türen öffnen und in die bis dahin, wenn überhaupt, doch nur mit Furcht und Scheu betretenen Kammern eindringen dürfe, weil es keine objektive Ordnung gebe, sondern nur subjektive Wünsche und Begehren, die ein Recht auf volle, ungehemmte Befriedigung besäßen. Eine große Unsicherheit befiel nun freilich alle Hausgenossen. Sie schwankten in dem, was Recht und Unrecht sei. Alles wurde subjektiv, und feste Begriffe verloren ihren Sinn. Hier wurde ein Bruder im Namen eines neuen Rechtes aus seinem angestammten Reich vertrieben, und dort eine Schwester der Ungerechtigkeit bezichtigt, weil sie mit Berufung auf die alte Ordnung dem Machtwillen eines andern Widerstand entgegengesetzte. Düster und dunkel fing es an im Haus zu werden. Und doch waren die Menschen, die es bewohnten, vom selben Fleisch und Blut wie die früherer Geschlechter, nicht besser und nicht schlechter. Aber wo sich ehemals ordnende Gebote fanden, fanden sich keine Gebote mehr, die den drängenden Wünschen und Begehren ihre Grenzen zum Bewußtsein bringen konnten. Nun war eben grundsätzlich alles gestattet. Nichts, das vor dem Zugriff des entfesselten Ichwillens bewahrt geblieben wäre! Nur daß das Ich jetzt selber zur

hoffnungslosen Beute seiner eigenen wie der ungehemmten Triebwelt anderer und so in ein abgründiges Chaos hineingerissen werden mußte, wo es kein Oben und kein Unten, kein Gutes und kein Böses in einem verbindlichen Sinn mehr geben kann.

So weit das Gleichnis, dem man natürlich, wie jedem andern Gleichnis, vorwerfen kann, daß es in verschiedener Hinsicht hinke. Aber eines hoffe ich, sei doch klar geworden, das nämlich, was Nietzsche meint, wenn er auf seine Weise sagt, daß der Verlust Gottes, des lebendigen Gottes, oder anders ausgedrückt, daß

die autonomistische Geisteshaltung,

da das Ich sich selbst bestimmen und sich selbst gebieten will, den Verlust jeder ethischen Orientierung und damit den *Sturz ins Nichts* bedeuten müsse. Und darin gerade liegt der Kernpunkt der Krisis des modernen Menschen. Er will selbst die Mitte seines Lebens sein, und indem er das sein will, im radikalen und nicht bloß halbhatzigen Sinne früherer Geschlechter, verliert er jede Mitte, jede Orientierung, jeden Halt, ist er im Begriffe, sich selber zu verlieren. Es ist schon so, wie Pascal, ein anderer helllichtiger Geist, vor fast 300 Jahren geschrieben hat: Selbstüberlassen «brennen wir vor Gier, einen festen Platz, einen wirklich beständigen Grund zu finden, um dort den Turm zu erbauen, der bis in das Unendliche ragt; aber alle Fundamente zerbrechen, und die Erde öffnet sich bis zu den Abgründen» («Pensées», Frg. 72).

Oder hat sich der große christliche Denker etwa getäuscht? Ist es nicht so, daß sich heute die Abgründe der Erde, die Abgründe der Erdentiefen der menschlichen Seele öffnen und Mächte von geradezu dämonischer Gewalt entbinden? Anders können wir ja die Greuel der Konzentrations- und Vernichtungslager unserer Tage nicht verstehen. Anders bleiben auch jene beklemmenden Verbrechen unbegreiflich, die sich in den letzten Jahren mitten unter uns, in der braven Schweiz, zugetragen haben und etwa durch die Namen Deubelbeiß, Schürmann, Gautschi usw. zu umgrenzen wären. Aber wohlverstanden, nicht die damit ange deuteten Untaten selber sind bezeichnend. Raubmord, Blutschande, Kindstötung haben sich doch je und je ereignet, aber was hier als neues Faktum entgegentritt, das ist der Umstand, daß zurechnungsfähige Menschen solches begehen, und zwar begehen, ohne sich einer klaren, wirklichen Schuld bewußt zu sein. Da eben tritt der Mensch hervor, der mittellos geworden ist und für den es darum auch kein Unten und Oben, kein Gut und Böse, kein Recht und Unrecht mehr geben kann, der vielmehr aufgeht und sich verliert im Erlebnisrausch des Grenzenlosen. Dieses Lebensgefühl der Grenzenlosigkeit gibt sich heute auf vielfältige Weise zu erkennen: bald im Machtrausch kleiner und großer Tyrannen, bald im Temporausch gewisser Auto- und Motorradfahrer, bald im dionysischen Rausch der Lebenshungrigen, die nicht genug bekommen können und in einem Meer von Erotik, Sexualität und Alkohol versinken. Daß dahinter mehr steckt als bloß Unmoral, dies einzusehen ist heute dringend nötig.

Es ist schon deshalb dringend nötig, weil wir sonst bestimmt der Gefahr zum Opfer fallen werden, die Krisis des modernen Menschen mit untauglichen, das heißt an ihrer eigentlichen Tiefe vorbeizielenden Mitteln zu begegnen. Ein solch untaugliches Mittel ist z. B. der vielerhobene Ruf nach einer besseren Erziehung. Die Erziehung in Ehren, ja in hohen Ehren, und ich selber hätte nicht jahrelang als Pädagoge im Hauptberuf gewirkt, wenn ich gering von ihr denken würde. Aber wie sollte die Krisis des modernen Menschen einfach durch eine bessere Erziehung überwunden werden können, da doch diese Krisis gerade auch

die Krisis der Erziehung

ist? Erziehung, die diesen Namen wirklich verdient, die also mehr sein will als eine bloße, ziellose Entfaltung der inneren Kräfte und Fähigkeiten des Kindes, setzt doch immer die Anerkennung eines kraftvollen Ideals voraus, dem sich der Erzieher beugt und der Zögling beugen soll. Und das gerade ist ja durch die Krisis des modernen Menschen in Frage gestellt. Ideale sind ihm zu einem Titel ohne Wert geworden, weshalb eben unsere Jugend, gemessen an der herkömmlichen Pädagogik, immer schwerer erziehbar wird und mit Recht dagegen rebelliert, wenn man sie toten, weil fremd und leer gewordenen Idealen unterwerfen will. Ähnliches gilt vom Ruf nach moralischer Aufrüstung, der gerade in unsern Tagen wieder laut ertönt. Auch ihm gegenüber hege ich hohe, höchste Achtung, schon darum, weil die Männer und Frauen von Caux nicht nur reden, sondern etwas wagen, etwas tun. Allein, kann uns der Wiederauffrischungsversuch allgemeiner moralischer Prinzipien wirklich helfen, wo doch dem modernen Menschen in seiner Krisis das wahrhaft Gültige entschwunden ist und er darum alle ethischen Gebote als hohl gewordene Konvention empfinden muß, die seinen Lebensdrang nur in Fesseln schlagen wollen? Und schließlich ist das nicht minder vom Ruf nach sozialer Sicherung der menschlichen Existenz zu sagen, wie er vor allem von der Arbeiterbewegung schon seit Jahrzehnten erhoben wird. Dieses Anliegen halte ich nun für ganz besonders wichtig, weil die Brotfrage — jetzt im umfassendsten Sinn verstanden — eine schlechthin fundamentale Frage ist und überall politische Brandherde erzeugen muß, wo man sich nicht mit Leidenschaft um ihre gerechte Lösung müht. Aber selbst die ideale Lösung dieser Frage würde noch lange nicht die Lösung der Krisis des modernen Menschen bedeuten. Der Mensch braucht nicht nur sicheres Brot durch sichere Arbeit, um menschlich zu existieren. Er will auch wissen, wozu er in seiner Arbeit, in seinem Schaffen da ist. Und wenn er sich in seinem Schaffen nur da weiß für sich selbst, für seinen eigenen Broterwerb, wenn also seine Arbeit nur mit dem Leib und für den Leib geschieht, ohne eine reale Verantwortung, die ihn erst über sich selbst hinaus und in einen größeren Lebenszusammenhang hineinzuhelien vermag, so wird sie ihn letztlich vor eine *tödliche Leere* stellen. Das hat der Arbeiterdichter Heinrich Lersch in den folgenden, dem eigenen Erleben abgerungenen und fast wie ein Bekenntnis anmutenden Worten ausgesagt:

«Ich will dir etwas sagen. es ist schlimm mit mir bestellt,
wenn meine Seele die Arbeit nicht mehr mag.
Meine Seele, ich sage es tausendmal, meine Seele.
Ich flüstere dir es ins Ohr, was ich niemand sagen kann:
Meine Seele ist nicht mehr dabei, wenn ich arbeite.
Nicht mehr mit Leib und Seele eine, seine Arbeit tun —
das ist das Letzte, das ist der Tod.»

Und solche kranke Seelen gibt es heute viele

Wenn der Arbeiter in seiner Arbeit nur Kraft und Geschicklichkeit der Hände und schließlich auch die Intelligenz des Kopfes braucht, aber nicht mehr den ganzen Menschen mit seiner ganzen Verantwortlichkeit, dann macht sie ihn auf die Dauer leer, seelenlos, unmenschlich; dann macht sie aber auch das Herz untauglich, zum andern Menschen in ein echt menschliches Verhältnis zu treten. Man sollte sich einmal von hier aus die Frage stellen lassen, warum so viele, insbesondere junge Leute aus unserer modernen, durch den Industrialismus geprägten

Wirtschaftswelt nur noch ein Verhältnis, und zwar ein Abhängigkeitsverhältnis, zur Maschine haben, ganze Wochenende im Auto und auf dem Töff zubringen oder sich lange Abende mit dem Spielautomaten trösten. Daß aber eine solche Leere nicht auszuhalten ist, versteht sich ganz von selbst. Darum auch hier der Schrei nach Lebenserfüllung, der dann bald im erotischen Rausch, bald im kriminellen Abenteuer und bald im Alkohol zum Ziel zu kommen sucht. Lauter Kurzschlußlösungen freilich, die indessen durch alle Verkehrtheiten hindurch dem verstehenden Auge zeigen, daß der Mensch nicht allein von Brot, nicht allein von Arbeit und Maschinen lebt. Wie sollte angesichts derartiger Tatsachen vom technisch-sozialen Fortschritt, mit seinen materiellen Segnungen, deren Bedeutung wir nicht verkennen, die Lösung der Krisis des Menschen heute zu erwarten sein?

Hüten wir uns vor derartigen Utopien und fangen wir an zu erkennen, daß die Krisis des modernen Menschen viel tiefer liegt als bloß in erzieherischen, moralischen oder sozialen Gebrechen, daß sich vielmehr in ihr auswirkt, was der alte Kirchenvater Augustin in einem seiner größten Worte meint: «Du hast uns, o Gott, auf dich hin geschaffen, und unser Herz bleibt unruhig, bis es Frieden gefunden hat in dir» («Bekenntnisse»). Der Mensch kann sich nicht selbst genügen, und wenn er sich selbst genügen will, dann wird er vor einer unendlichen Leere stehen, die alles verschlingt und durch all das doch nicht auszufüllen ist. Und darum kann die Antwort auf die Frage, die in der Krisis des Menschen heute aufgebrochen ist, nur Gott sein,

der lebendige Gott,

der Gott, der in Jesus Christus den Dämonen gebot, die aus den abgründigen Erdentiefen der Seele stammen, der den Hunger der Fünftausend speiste, als sie sich in der Wüste lagerten, um den Herrn zu hören, und der zum samaritanischen Weibe, das nicht genug an fünf Männern hatte, sprach: «Wer von dem Wasser trinken wird, das ich ihm geben werde, wird ewiglich nicht dürsten.» (Joh. 4, 14)

Allein, ist das nun nicht doch Phrase, wenn wir so reden, fromme, christliche Phrase? Du hast, so könnte eingewendet werden, der Erziehung, der moralischen Aufrüstung, dem technisch-sozialen Fortschritt die letztliche Eignung abgesprochen, die Krisis des Menschen heute zu lösen. Und nun kommst du mit dem Christentum! Ausgerechnet mit dem Christentum! Warum hat denn nicht das Christentum die Krisis des modernen Menschen zu verhindern vermocht? Ist denn diese nicht gerade auch die Krisis unseres Christentums? Darauf ist nur eines zu antworten: Ja, so ist es. Die Krisis, von der wir reden, ist zutiefst die Krisis unseres Christentums. Wir dürfen darum nie von der Krisis des modernen Menschen so reden, als ob das nur die andern, die sogenannten Gottlosen, die Nihilisten usw., nicht aber uns angehen würde. Nein, sie geht uns alle an, und zwar uns in erster Linie. Wer das einmal begriffen hat, der wird nicht mehr in scheltender und richtender Empörung über den moral- und grenzenlosen Typus des modernen Menschen herfallen können, der wird vielmehr in innerer Betroffenheit vor ihm stehen müssen, deshalb in innerer Betroffenheit vor ihm stehen müssen, weil wir, die wir uns Christen nennen, offenbar nicht das gewesen sind, was wir ihm hätten sein sollen, nämlich Menschen, die sich von Gottes Wirklichkeit so gefangen nehmen lassen, daß etwas von Gottes Wirklichkeit in uns für sie durchschimmert.

Denn nochmals: Die Antwort auf die Frage, die die Krisis des modernen Menschen stellt, kann nur Gott sein. Nur er selber! Nur der, der in Jesus Christus «Fleisch» und das heißt jetzt menschlich-geschichtliche Wirklichkeit geworden ist (Joh. 1, 14). Alles andere wäre lediglich Ersatz, Ersatz, der, statt den Lebens-

hunger des Menschen der Grenzenlosigkeit zu stillen, ihn nur noch mehr anstacheln müßte. Und dahin gehört nun auch das Christentum, das bloß Moral ist, bloß Gesetz, bloß Schranke, mit einem Wort: bloß ein das drängende Leben verdrängendes Nein. «Die Kraft der Sünde ist das Gesetz», so sagt es der Apostel Paulus (1. Kor. 15, 56). Dahin gehört aber auch das Christentum, das nur Religion ist, ich meine nur ein Gefühl, nur eine Vorstellung, nur eine Idee von Gott, mit dem Zweck, die religiösen Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. Von dieser Religion wäre zu sagen, daß sie die Kraft des Unglaubens sei, in andern Worten, daß nichts so viel zur Erzeugung und Verbreitung der Glaubenslosigkeit beigetragen hat wie gerade sie. Glaube als reales Leben aus Gott und reales Leben für Gott ist nichts, was man mir beibringen könnte, ist Geschenk, ist Gnade Gottes. Wenn wir nun aber einem Menschen unser Gefühl, unsere Vorstellung, unsere Idee von Gott beibringen wollen, bringen wir ihm dann nicht gerade bei, daß Gott nur Gefühl, nur Vorstellung, nur Idee sei, also etwas, das dem Menschen selbst entspringt, und nicht die Wirklichkeit, die in Gericht und Gnade über uns Gewalt besitzt? Darum wird auch nicht die religiöse Aufrüstung die Krisis des modernen Menschen lösen können; das kann eben nur Gott selber, seine Wirklichkeit allein. Denn in einem Punkte ist der mündige Mensch von heute mitten in seinem Relativismus, Skeptizismus und Nihilismus von erfrischender Eindeutigkeit: Für ihn zählt nur das Reale. Mag etwas noch so schön, noch so ehrwürdig, noch so feierlich, ästhetisch noch so bezaubernd, ethisch noch so erhaben und religiös noch so ergreifend sein, wenn dahinter keine *Realitäten* stehen, dann ist es für ihn abgetan.

Was aber heißt das jetzt? Heißt das nun nicht, daß Gott alles machen müsse, weil der Mensch hier nichts vermöge? Gewiß, Gott muß alles machen! Aber das hat mit Fatalismus nichts zu tun. Gerade weil Gott alles macht, weil die Krisis des modernen Menschen, der modernen Welt, von ihm, und zwar allein von ihm abhängen wird, hat der Glaube etwas Entscheidendes zu tun. Er hat Gott ernst zu nehmen, völlig ernst zu nehmen, mit ihm zu rechnen als der Realität der Realitäten, worin ja gerade auch der rechte Glaube besteht. Und das ist es, was die Welt von heute, in der alles fragwürdig, problematisch und nichtig geworden ist, vor allem nötig hat:

Menschen, die Gott ernst nehmen,

überall ernst nehmen. Nicht nur am Sonntag, gerade auch am Werktag, nicht nur in der Kirche, nein, mitten in der Welt, in der Welt, wo gehungert und geschlemmt, gearbeitet und gefaulenzt, geliebt und gehaßt, Gewalt verurteilt und Gewalt gepriesen, aufgebaut und zerstört, geboren und gestorben wird. In dieser Welt, da alles im Flusse ist, eines ins andere umschlagen und darum nichts mehr gelten will, braucht es Menschen, die Gott ernst nehmen, für die wieder etwas gilt, unbedingt gilt: Gottes heiliger Wille, der den Menschen und die Welt, die in falscher Mündigkeit auf sich selber stehen wollen, dem Nichts verfallen läßt — Gottes heiliger Wille, der den Menschen und die Welt, die dem Nichts verfallen und darin an sich selbst verzweifeln, retten und zur wahren Mündigkeit der Gotteskindschaft führen will. Ja, der Mensch, der an nichts mehr glaubt, braucht Menschen, die an ihn glauben, weil sie im Christusglauben wissen, daß Gottes liebender Wille auch ihm gilt und er nicht dazu verurteilt ist, sich in den Abgründen seiner Daseinskrisis zu verlieren. Wie anders kann denn Gottes Liebe, jetzt nicht als schöne Idee, nicht als traditioneller Gedanke und nicht als mystisches Gefühl, sondern als personhafte Wirklichkeit des Lebens, zu ihm dringen als so und nur so? Und wo das geschehen darf, da wird das Herz von dem erfüllt, was es allein zutiefst erfüllen

kann, von der Gewißheit des Glaubens, Gott zu gehören, sein Kind zu sein. Und diese Gewißheit erst gibt unserm Leben jene Mitte, die wir uns nicht selber geben können und die uns in einem trägt, begrenzt und freimacht. Denn wer Gottes liebendem Du begegnet, der ist von ihm zugleich getragen und zugleich begrenzt, wie sich ein Kind vom Liebeswillen seines Vaters zugleich begrenzt weiß und getragen und dabei seine Begrenzung nicht als Unfreiheit empfindet, sondern umgekehrt als tiefste Freiheit, weil es eben eine Begrenzung in der tragenden Liebe ist. Mit andern Worten: Das Gebot des Gottes, den wir in Christus unsern Vater nennen, erfahren wir als ein Gebot für und nicht gegen uns, als ein Gebot, das unser Leben erfüllen, und nicht als ein Gebot, das es unterdrücken will. So erst findet das Herz seinen wahren Meister, den Meister, der es ganz und gar gefangen nimmt, indem er es befreit, und den Meister, der es ganz und gar befreit, indem er es gefangen nimmt. Und dies allein kann die Lösung der Krisis des Menschen heute bringen. Der moderne Mensch empört sich gegen moralische Prinzipien, das heißt gegen unpersönlich und damit lieblos gewordene Gebote, die seinen Lebensdrang nur unterdrücken und nicht in seiner gottgewollten Begrenzung erfüllen können. Er empört sich gegen sie, um seine mündige Freiheit zu gewinnen. Allein, er gewinnt nicht, was er sucht, er verfällt auf diesem Wege dem Lebensgefühl der *Grenzenlosigkeit*, das ihn einer unstillbaren Lebens- und Machtgier überläßt, bis zur Selbstentmenschlichung, ja Selbstvernichtung. Zugleich aber ist er tief erschrocken über seine furchtbare Grenzenlosigkeit, die zu einem tödlichen Wiedereinandersein der Menschen führen muß, und sucht sich selber vor ihr zu schützen, indem er sich plötzlich irgendeiner autoritären Macht in die Arme wirft, die ihn vor sich selbst, das heißt vor seiner eigenmächtigen Freiheit, retten soll. Darum die große Anfälligkeit des Menschen heute für totalitäre Ideologien, wie den Faschismus und Kommunismus, die erst recht seine Menschlichkeit zerstören müssen. Dieses für unsere Zeit so bezeichnende und eben die Krisis des modernen Menschen zum Ausdruck bringende Hin und Her zwischen einer falschen, mörderischen Freiheit und einer falschen, nicht minder mörderischen Bindung wird nur zur Ruhe kommen in der Freiheit der Liebe Gottes, die bindet, und in der Bindung der Liebe Gottes, die befreit. Wir stehen hier vor einem Entweder-Oder, bei dem es sich wirklich um das Menschsein des Menschen handelt, und vor einem Entweder-Oder, für das dem Menschen von heute in einem rettenden Sinne nur die Augen aufgehen können, wenn ihm verstehende Herzen begegnen, die durch Jesus Christus als Freie gebunden und als Gebundene frei geworden sind.

Ein dichterischer Wettbewerb für Frauen

Die «Saffa 1958» (2. Ausstellung: Die Frau, ihr Leben, ihre Arbeit) veranstaltet ein Preisausschreiben, um für ihre im Sommer 1958 stattfindende Ausstellung ein von einer Frau verfaßtes Bühnenstück zu finden. Der Wettbewerb wird unterstützt von einer Anzahl deutschschweizerischer Städte. Die Jury steht unter dem Präsidium von Dr. Oskar Wälterlin, Direktor des Schauspielhauses Zürich.

Das Reglement für die Teilnahme am Wettbewerb kann bezogen werden bei der «Saffa 1958», Merkurstr. 45, Zürich.

Protokoll der Verhandlungen der 68. Jahresversammlung

5./6. Juni 1956 in Zürich

Mehr als 600 Mitglieder aus rund 100 Sektionen haben sich im großen Saal des Kongreßhauses eingefunden. Frau *Humbert*, Zentralpräsidentin, findet herzliche Worte der Begrüßung und eröffnet die 68. Jahresversammlung.

Frau *E. Großmann*, Präsidentin, Zürich, entbietet den Willkomm der Gastsektion, erinnert an die frühern in Zürich durchgeführten Jahresversammlungen von 1939, 1943, 1945 und freut sich, daß die Gäste so zahlreich erschienen sind.

Das im «Zentralblatt» vom Juli 1955 veröffentlichte Protokoll der Jahresversammlung 1955 wird genehmigt.

Die Jahresrechnung der Zentralkasse, veröffentlicht im «Zentralblatt» vom Mai 1956, kurz erläutert von Frau *Wartmann*, Brugg, sowie die Rechnungsabschlüsse von Brautstiftung, Hausangestellten-Diplomierung, «Zentralblatt» und Aktion Bergbevölkerung, publiziert im «Zentralblatt» vom März 1956, werden einstimmig genehmigt. Die Rechnung der Adoptivkinder-Versorgung wird erst im nächsten «Zentralblatt» veröffentlicht werden.

Der Zentralvorstand schlägt vor, an

Schweizerische Pflegerinnenschule	Fr. 500.—
Ferienheim «Mutter und Kind»	» 500.—
Adoptivkinder-Versorgung	» 1000.—
Durchgangsheim für Pflegekinder in Frutigen	» 100.—
Gartenbauschule Niederlenz	» 1500.—
Pestalozzi-Heim Neuhof	» 100.—
Flüchtlingsheim Pelikan	» 100.—

als Beiträge auszuführen. Die Delegierten heißen diesen Vorschlag gut.

Frau *Humbert* hat in ihrem *Bericht über das Jahr 1955* das Wichtigste aus der Arbeit des Vereins zusammengefaßt. Da er im «Zentralblatt» und im Generalbericht erscheint, erübrigt es sich, hier darauf einzugehen. Er wird in der vorgelegten Fassung genehmigt.

Wahlen

Frau *H. Herrmann-Frey*, Luzern, wird als neues Mitglied in den Zentralvorstand vorgeschlagen und von den Delegierten gewählt.

Finanzielle Beteiligung an der Saffa 1958

Frau *Seeger* orientiert über die geplante Ausstellung über Frauenleben und Frauenschaffen Saffa II. Die Ausstellung wird auf einem Teil des Landi-Areals in Zürich vom 31. Juli bis 14. September 1958 stattfinden. Initiant dieser Ausstellung ist der Bund Schweizerischer Frauenvereine und Träger sämtliche mitwirkenden Frauenvereine und Frauenzentralen. Die wichtigsten Gruppen der Ausstellung werden sein: Wohnung, Kleidung, Ernährung, die Mutter, Erziehung, Arbeit, Erholung, Frau im öffentlichen Leben. Es wird nicht erwartet, daß einzelne Sektionen ausstellen, die verschiedenen Gebiete gemeinnützigen Frauenwirkens sollen gesamt-haft zur Darstellung kommen. Heute weiß man noch nicht, was die Kosten betragen werden. Es ist wichtig, daß im gegebenen Moment die Sektionen hinter uns stehen werden. Die Versammlung genehmigt mit 207 Stimmen den Vorschlag des Zentralvorstandes, 2000 Fr. als Garantiesumme zu zeichnen. Wie Frau *Dr. Bosch* orientiert, können nur Garantiescheine, nicht aber Genossenschaftsanteile gezeichnet werden.

Anträge, Mitteilungen und Verschiedenes

Die Sektion Turbenthal stellt den Antrag, zu prüfen, ob nicht neue Wege gefunden werden könnten, um dem Schwesternmangel zu steuern. Die Zentralpräsidentin führt aus, daß dort, wo die Finanzen fehlen, meist mit Stipendien ausgeholfen werden kann. Sie empfiehlt, daß sich die jungen Mädchen bei den Berufsberatungsstellen individuell beraten lassen und daß ein Finanzierungsplan aufgestellt wird. Frau Farner, Quästorin der Pflegerinnenschule, führt ergänzend aus: Alle sind besorgt um die Ausbildung von Schwestern. Dort, wo das junge Mädchen zu Hause hilft, ist die Finanzierung schwieriger, weil es dann zu Hause fehlt und keinen Beitrag mehr leisten kann. Die Löhne für Schwestern werden steigen und sich mit der Zeit den andern Berufen angleichen. Auch sind Bestrebungen im Gang, das Schulgeld zu reduzieren, wenn nicht ganz abzuschaffen.

Frau Humbert richtet einen Appell an die Frauen, sich mehr zur Verfügung zu stellen, um Vormundschaften für Pflegekinder zu übernehmen.

Die Zentralpräsidentin freut sich, zu melden, daß die Frauenvereine Dußnang, Tann und Untervaz dem SGF beigetreten sind.

Vom 21. bis 28. Oktober 1956 wird eine Aktion «Gesundes Volk» durchgeführt, die sich mit den Gefahren des Alkohols befassen wird.

Die gemeinnützigen Frauen werden dringend gebeten, sich zu gegebener Zeit freiwillig für den Dienst beim Zivilschutz zu melden; rund 110 000 Helferinnen werden benötigt.

Die diesjährige Bundesfeiersammlung ist «Für die Frau im Dienste des Volkes» bestimmt. Auch der SGF wird am Sammelergebnis beteiligt sein. Die Bundesfeiermittel werden dazu dienen, die sozialen Aufgaben der Sektionen zu unterstützen, die Gartenbauschule für Töchter zu fördern und die Adoptivkinder-Versorgung auszubauen.

Zur Jahresversammlung 1957 laden die Thurgauer Sektionen nach Romanshorn ein.

Beim Saaleingang sind Haushaltungsbücher des Bundes abstinenter Frauen zum Verkauf aufgelegt.

Kurzreferat von Frau Dr. med. Tina Keller, Zürich: «Probleme des Zusammenlebens». Die Referentin beleuchtet mit eindrucksvollen Worten die Ursachen gestörter menschlicher Beziehungen. Der heutige Mensch fühlt sich einsam, er verdrängt seine Lebensangst und gerät dadurch in Schwierigkeiten. Die Befreiung von Angst ist ein Problem der heutigen Zeit.

Die Vorsitzende dankt Frau Dr. Keller für den inhaltsreichen Vortrag herzlich und schließt den ersten Teil der Verhandlungen.

Der Abend findet im Kongreßsaal ein erwartungs- und festfreudiges Publikum. Die Stimmung ist bald eine angeregte, die vorzüglichen Darbietungen, die die vielseitige Zürcher Sektionspräsidentin für diesen Anlaß geschaffen und mit den Haushaltungsschülerinnen einstudiert hatte, werden begeistert aufgenommen.

2. Verhandlungstag

Mittwoch, den 6. Juni, beginnt Frau Schellenberg, Steinebrunn, Präsidentin der Thurgauer Sektionen, mit ihrem Beitrag «Aus der Arbeit der Sektionen» und erzählt von dem 1938 gegründeten, heute 23 Sektionen umfassenden Zusammenschluß. Der Thurgauische Frauenverein betreut keine eigenen Werke, dazu ist er noch zu jung und finanziell zu schwach. Frau Schellenberg weist darauf hin, daß durch den Zusammenschluß viele Arbeiten erleichtert werden, und glaubt, daß alle

gemeinnützigen Frauenvereine aus einem Zusammenrücken und Reihenschließen innerhalb ihres Kantons Nutzen ziehen könnten.

Frau Altmann-Menzi, die Präsidentin der Sektion Weesen, weiß von viel Arbeit in ihrem seit 1914 bestehenden Frauenverein zu berichten. Die während der beiden Weltkriege internierten Flüchtlinge brachten dem Frauenverein viel zusätzliche Arbeit und auch Probleme. Im heutigen «Pelikan» fanden schon während des Zweiten Weltkrieges viele Flüchtlinge für längere Zeit ein Heim.

Von der Sektion Zürich, gegründet 1885, mit ihren vielen Werken gibt es viel zu berichten, und die Präsidentin, Frau Großmann, erzählt von den kantonalen Hausangestellten-Diplomierungen (170 bis 185 jährlich), vom Altersheim für Hausangestellte, in welchem ehemalige Dienstboten ihren Lebensabend als Mieterinnen verbringen können. Das Wohnheim für alleinstehende Frauen ist ähnlich eingerichtet wie das Altersheim. Es bietet seinen Bewohnerinnen gut eingerichtete Kleinstwohnungen, in denen sie eine weitgehende Selbständigkeit bewahren können. Die Sektion Zürich besitzt 7 Kinderkrippen, 5 sind in vereinseigenen, eine in einem gemieteten Haus und eine in einem von der Stadt gebauten und dem Verein überlassenen Haus untergebracht. Die Gründe, warum die Kinder in die Krippe gebracht werden, sind mannigfach, und der Andrang ist immer groß. Bereits im Jahre 1895 wurde die erste Krippe gegründet. Die Stadt unterstützt die Krippen großzügig. Um den Umbau einer Krippe finanzieren zu können, wurde am 30./31. Mai am Bellevue auf dem und um das Schiff «Linth» ein Krippenmarkt abgehalten, der von großem Erfolg gekrönt wurde. Mit Nähnachmittagen, Sammlungen von Rabattmärkli und Aufstellung von Kässeli bei Gönnern können jährlich viele tausend Franken für die Krippen erspart und zusammengebracht werden. Die 1898 gegründete Haushaltungsschule am Zeltweg ist ein Begriff geworden; vor zirka 3 Jahren beherbergte sie Schülerinnen aus 13 Ländern. Frau Humbert dankt den drei Referentinnen herzlich.

«Die Krisis des Menschen heute»

Herr Prof. Dr. Arthur Rich, Zürich, verstand es, mit seinen ernsten, gehaltvollen Worten die gemeinnützigen Frauen tief zu beeindrucken. Der moderne Mensch steckt in einer Krise seelisch-geistiger Art. Er weiß sich auf sich selbst gestellt. Der Mensch, der sich auf sich selber stellt, stürzt in die Unendlichkeit des Nichts. Es ergeht der Ruf nach einer bessern Erziehung. Allein die Krisis des heutigen Menschen liegt viel tiefer als in der Erziehung. Die Antwort kann nur Gott sein, der lebendige Gott. Menschen, die Gott ernst nehmen, hat die Welt nötig.

Mit herzlichem Beifall danken die Frauen für die tröstlichen Worte von Herrn Prof. Rich. Die Zentralpräsidentin dankt mit warmen Worten für den Vortrag, dessen Thema eine Frage an den Referenten war.

Die Zentralpräsidentin und die Präsidentin der Sektion Zürich danken dem Vorstand und allen Mitarbeiterinnen der Sektion Zürich für die große Arbeit.

Der allgemeine Gesang «O mein Heimatland» beschließt die Verhandlungen der 68. Jahresversammlung. Der Großteil der Teilnehmerinnen schließt sich dem Ausflug auf den Uetliberg und dem Ausklang beim gemeinsamen Tee im Kongreßhaus an. Es ist nicht leicht, eine so zahlreich beschickte Tagung zu organisieren, und noch etwas schwieriger, zu erreichen, daß alle mit Freude an etwas restlos Erfülltes daran zurückdenken. Daß dem so war, dürfen wir dankbar festhalten. H. S.

Eine bemerkenswerte Radiosendung

Der Landessender Beromünster bringt am 24. August aus dem Studio Bern eine abendfüllende Sendung über die verschiedenen Aspekte des Witwenstandes.

Was nicht im Protokoll steht

Streiflichter zur Jahresversammlung

Das Protokoll der Jahresversammlung zu schreiben, gehört zu den undankbarsten Aufgaben unserer Aktuarin. Sie muß über alles Wesentliche berichten, sich aber so kurz als möglich fassen und darum all das, was der Tagung trotz der feststehenden Traktanden jedes Jahr ein neues Gesicht gibt und über das zu schreiben sie also locken würde, weglassen. Eine andere Feder darf das jeweils notieren und denjenigen berichten, die nicht dabei waren.

Jeder Tagungsort drückt der Jahresversammlung unverkennbar seinen besonderen Stempel auf. Darum ist sie trotz ihrer traditionellen Formen auch immer wieder neu und kurzweilig. Der Stadt Zürich steht für große Kongresse wie für kleine Versammlungen die langjährige Erfahrung, das erprobte Schema, stehen geeignete Lokale und Ausflugsziele reichlich zur Verfügung. Daß eine Tagung dann trotzdem ihren einmaligen, persönlichen Charakter trägt, hängt von den einladenden Vereinen ab. Von diesem Einmaligen, das zu schaffen der Sektion Zürich so ausgezeichnet gelungen ist, seien deshalb, neben dem Protokoll, ein paar Streiflichter festgehalten.

Wie ein Sinnbild der Zusammensetzung des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins aus Sektionen von Berg und Tal, Stadt und Land, standen zum Willkommgruß im fahngeschmückten Kongreßhaussaal außer den schönen Blumenarrangements der Stadtgärtnerei zwei Körbe, aus Lärchenzweigen geflochten, welche die Bündnerinnen mit Bergblumen gefüllt und sorgsam den weiten Weg hergebracht hatten. Auf der Galerie hatte eine Klasse der Fortbildungsschule für Krankenschwestern des Schweizerischen Roten Kreuzes Platz genommen, um, wie die Zentralpräsidentin lächelnd mitteilte, nicht nur zu hören, wie und was die gemeinnützigen Frauen arbeiten, sondern auch um zu lernen und zu beobachten, wie Frauen eine große Versammlung durchführen und leiten.

Gespannt war man auf die neue *Tischordnung*, welche die Zürcherinnen für das Bankett am Abend einführen wollten, um das bisher unüberwindliche Zusammensitzen der Sektionen unter sich mit sanftem Zwang etwas aufzulockern. Um die zwei großen Mitteltafeln der Ehrengäste gruppierten sie numerierte Zehntertische, welche den Tischnummern auf den Tagungskarten der Teilnehmerinnen entsprachen. Nur 2—3 Mitglieder der gleichen Sektion kamen an denselben Tisch zu sitzen und trafen dafür mit Frauen aus andern Orten zusammen. Jeden Tisch präsierte ein Mitglied der Sektion Zürich, das sich als liebenswürdige Gastgeberin um die Tafelrunde kümmerte. Rasch war so der Kontakt geschaffen, und lebhaftes Gespräch zeugte bald vom Erfolg der Neuerung. Neu geknüpft Beziehungen werden ihn über den Tag hinaus tragen. Der frohen, aufgelockerten Stimmung entsprachen die zwanglos improvisierten Ansprachen der prominenten Gäste. Launig-routiniert diejenige des Stadtpräsidenten, der zugleich als Präsident der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft mit deren vollzähligem engem Vorstand zum Bankett erschienen war und gleich ein namhaftes klingendes Gastgeschenk mitbrachte. Warmherzig-schwesterlich, aus der Erfahrung jahrzehntelanger Zusammenarbeit schöpfend waren diejenigen der Vertreterin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, Frau G. Haemmerli-Schindler, und des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes, Frau Dr. Beck. Sie leiteten zum unterhaltenden Teil des Abends über, den in seiner bunten Vielfalt, seinen lebendigen und reizvollen Bildern, Tänzen und Texten die Präsidentin der Sektion Zürich nicht nur geschaffen,

sondern auch noch mit Schülerinnen der Haushaltungsschule Zürich einstudiert hatte. Nicht so bald wird der keck-fröhliche weibliche Conférencier, werden alle die hübschen Tanzszenen und Lieder vergessen sein.

Nachdem am Vormittag des zweiten Tages der Bericht über die Arbeit der Sektionen wie immer mit großem Interesse angehört worden war und der auf-rüttelnde Vortrag von Prof. Dr. Arthur Rich die Zuhörerinnen tief nachdenklich zurückgelassen hatte, brachte am Nachmittag der gemeinsame Ausflug mit der Ütlibergbahn auf den beliebten Zürcher Aussichtspunkt, den zu besuchen man schon immer die Absicht, aber bisher nie die Zeit gehabt hatte, die wohltuende Entspannung. Vielen Mitgliedern und Gästen sollen es aber auch die Läden der Bahnhofstraße angetan haben, wie das an einer Frauenversammlung mitten in der Woche nicht anders zu erwarten war. Gerade noch rechtzeitig vor einem Gewitterregen nahm das Bähnli die Frauenschar schützend wieder auf und entließ sie im Tal, als das Wetter schon wieder weitergezogen war.

Alle guten Geister hatten sich somit vereinigt, um die Zürcherinnen in ihrem erfolgreichen Bemühen zu unterstützen, die 68. Jahresversammlung des SGF in froher Erinnerung weiter leben zu lassen. R. S.-M.

Aufgaben und Arbeit der «Big Sisters» in Nordamerika

In der nächsten Zeit wird die Vereinigung der «Big Sisters» in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit heute mehr als 32 000 Mitgliedern auf eine Bestandesdauer von 50 Jahren zurückblicken können. Anfangs des Jahres 1907 wurde dieser Verband gleichzeitig in mehreren Staaten der Union ins Leben gerufen. Die erste Aufgabe bestand (regional auch bereits vor dieser Zeit) darin, *verurteilte jugendliche Frauenspersonen* an eine geordnete Arbeit und damit in ein nützliches Leben hineinzuführen.

Diese «Big Sisters», mit dem Dialekt der Oststaaten der Union auch vielfach «Big Sistren» genannt, schlossen sich unmittelbar an die etwas länger bestehende Vereinigung der heute 68 000 Köpfe starken Vereinigung der «Big Brothers» an. Damit trat man auch sogleich in das Gebiet der vorbeugenden Schutzarbeit für junge weibliche Personen in den Staaten, von denen durch die Arbeitsleistung der «Big Sisters» im Laufe dieser 50 Jahre rund 1 Million Menschen vor Lebenskatastrophen behütet werden konnten.

Auf Veranlassung der erwähnten beiden Organisationen wurden später mit besonderer Regierungsverfügungen der einzelnen Unionsstaaten ständige Listen über solche *Jugendliche* geführt, die den Polizeiorganen als auffallend oder sogar verdächtig erschienen und erscheinen. Die Mitglieder der «Big Sisters-Organisation» haben zudem besondere Listen über uneheliche Geburten bei weiblichen Jugendlichen usw. angelegt, auch werden Beobachtungen geführt, wie sich in bestimmten Berufen, etwa in der Gaststättenwelt, beim Wandergewerbe usw., die weiblichen Jugendlichen betätigen.

Wenn diese Jugendlichen aber das 21. Lebensjahr erreicht haben und wenn sie bis dahin nicht amtlich bestraft worden sind, so werden solche Listen ohne weiteres vernichtet. Noch niemals wurden an spätere Ehegatten, Verwandte und Chefs oder Vorgesetzte von Frauen Auskünfte gegeben, die etwa auf eine Beobachtung durch die «Big Sisters» in ihrer Jugendzeit hinausgelaufen wären.

Die «Big Sisters» haben dann noch die besondere Aufgabe, erzieherisch *ver-*

nachlässigte Kinder zu ermitteln. Sie stellen dann möglichst im kritischen Augenblick eigene Erziehungshilfen. Eine große Zahl solcher Kinder wurden auch in den Wohnstätten und Heimen der Organisation aufgenommen, ehe noch nachteilige Auswirkungen des früheren Milieus sich bemerkbar machen konnten. Auch die dahin gehenden Aufzeichnungen, Namenlisten und Akten werden von den «Big Sisters» streng geheim gehalten. Selbst vom Polizeidirektionskorps dürfen nur jeweils der Reviervorsteher und der Regionalsheriff Einblick nehmen, in Straffällen natürlich noch der Distriktsjugendrichter.

Der weitere Aufgabenweg besonders der «Big Sisters» ist die mittelbare *Einwirkung auf Eltern* und Erzieher der bedrohten weiblichen Jugend in den Staaten. Hier werden aber auch Fürsorgen der «Sisters» für die männliche, bedrohte Jugend praktisch angesetzt. Man hat nämlich bei der Zusammenarbeit mit der Organisation der «Big Brothers» festgestellt, daß gerade die aus der «Sisters-Corporation» hervorgegangenen Frauen in den USA mehr Eignung darin haben als Männer, eben mit Eltern und Lehrern der Jugendlichen vorbeugend zu verhandeln.

Hierbei treten auch die *Spezialsektionen* zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauches, zur Unterbindung der Unsittlichkeit und die weibliche «Anti-Rowdies-Organisation» hervor. Hier haben die Frauen der «Corporation» viele Möglichkeiten, aus den Akten der Arbeitsgemeinschaft Sister-Brothers-Polizei Unterlagen für vorbeugende Hilfsmaßnahmen zu entlehnen. Auch diese Unterlagen müssen an die Amtsorgane, von denen sie stammen, nach Durchführung der Arbeit, spätestens aber nach sechs Monaten zurückgegeben werden, ohne daß davon Abschriften gemacht werden dürfen.

Noch weniger als die «Big Brothers» haben die «Sisters» irgendeine bürokratische Einrichtung in den ganzen 50 Jahren ihres Bestehens geschaffen. Die schriftlichen Festlegungen sind spärlich. Es soll vermieden werden, daß späterhin den in Schutz genommenen Personen irgendwelche Nachteile aus diesen Vorbeugungs- und Abwehrmaßnahmen erwachsen können. Es ist auch in keinem Staat der Union zugelassen, daß bei späterer Straffälligkeit (nach Erreichung der Mündigkeit) die Polizei oder gar der Richter auf solche frühere Maßnahmen Bezug nehmen oder einen Angeklagten wegen solcher mit Recht ergriffener Maßnahmen als «vorbestraft» bezeichnen darf!

«Brothers» und «Sisters» haben im Jahre 1954 mehr als 121 000 Kinder in ihre Obhut genommen. Davon kamen etwa 52 000 über die polizeilichen Revierstellen und Jugendlichenabteilungen zu ihnen. Schon früher haben sie selbst in Kriegzeiten bemerkenswerte Resultate erzielt: Zwischen 1934 und 1944 konnten 96,2 % der so erfaßten weiblichen Jugendlichen durch die «Sisters» auf eine ordentliche Bahn gebracht werden.

Weibliche Jugendliche haben erfahrungsgemäß noch mehr als männliche Jugendliche ein ausgesprochenes *Mißtrauen* und eine große Scheu sowohl gegen die Polizei als auch gegen jede tiefwirkende Betreuung durch Organisationen und Verbände. Dieses Mißtrauen und diese Scheu zu beseitigen, haben sich die «Sisters» in erster Linie vorgenommen. Deswegen halten die Polizeichefs der Distrikte enge Verbindung mit den «Sisters». Vielfach werden gerade solche weibliche Jugendliche, bei denen sich deutlich Angst und Abneigung oder übertriebene falsche Vorstellungen vor den Polizeieinrichtungen ausdrücken, ohne weitere Verhandlungen in die Obhut der «Sisters» gegeben. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß im Vorjahr nur 18 von etwa 1420 derart registrierten Überstellungen zu Versuchen der Jugendlichen führten, sich weiteren Maßnahmen durch die (meistens leicht zu be-

werkstelligende) Flucht aus den Räumen der «Sisters» zu entziehen. Ganz Ähnliches wird auch über die Vorgänge bei den «Big Brothers» gemeldet.

Es gibt heute in den USA 355 freiwillige Zusammenschlüsse der genannten Jugendschutzorganisationen, und es gibt fast 12 000 Polizeifachleute, die in dieser Zusammenarbeit hauptamtlich beschäftigt sind. Es ist bis jetzt kein einziger Fall vorgekommen, daß sich etwa aus Zuständigkeitsgründen oder wegen entgegenstrebender Maßnahmen Reibungen zwischen «Sisters» und «Brothers» einerseits, diesen Korporationen und der Polizei andererseits ergeben haben. Hier soll, damit über die Möglichkeit einer solchen reibungslosen Arbeit Klarheit geschaffen wird, nur ein Beispiel über einen solchen Hilfsfall dargestellt werden:

Dieser Fall geht in Atlanta (Georgia) vor sich und beginnt während der Sitzung eines Jugendgerichtshofes. Der anwesende Vertreter der Jugendpolizei-Schutzstelle berichtet, daß die Jugendliche eine sofortige Überstellung an die nächste Hilfsstelle der «Sisters» abgelehnt habe.

Es geht um Landstreicherei, Mundraub und leichten Diebstahl. — Im übrigen sind das, verbunden mit Widerstand gegen die Staatsgewalt, diejenigen Delikte, deren sich in den Staaten etwa 65 % aller überhaupt bestraften Jugendlichen schuldig gemacht haben. Die Verurteilung erfolgte im erwähnten Fall zu den üblichen 2 Monaten Jugendgefängnis. Soll nun dieser Gerichtsspruch das junge Mädchen in die Gesellschaft bewährter Verbrecher bringen? Hier beginnt nun der eigentliche Einsatz der 355 Organisationen. Die Helferin bringt zunächst zwei Paten oder Patinnen für den bedrohten Jugendlichen. Dieselbe Helferin erkundigt sich nach den Lebensumständen der Betroffenen, ihrem Verhalten in der Polizeihaft, ihrer Gesundheit und der etwa bisher geleisteten Arbeit. Dann wird eine Geschäftsfrau, etwa eine Farmerin, eine Ladenbesitzerin, eine Schneiderin oder ähnliche benachrichtigt, die mit den «Big Sisters» zusammenarbeitet. Diese «Schwestern» besuchen nun das verurteilte junge Mädchen, laden es zum Verweilen und zur Arbeit unter Aufsicht in ihrem Heim ein. Diesen Jugendlichen wird dann eine Welt von wirklichen Helden des Alltags gezeigt, an Stelle der Helden aus mißverstandenen Romanen und schlecht verdauten Gerichtsberichten.

Die Erfolge lassen sich *zahlenmäßig erfassen*. Die kleine Stadt Peoria (Illinois) hatte durchschnittlich 45 Jungens und etwa 15 Mädchen in der dortigen Polizei-Erziehungsanstalt. Vor zirka 20 Jahren bildete sich dort eine Gruppe sowohl der «Brothers» wie der «Sisters». Seitdem steht das Erziehungsheim restlos leer.

Die Stadt Evanston überantwortet alle ihre Fälle von Jugendgerichtsbarkeit einem Vollzugsausschuß, der sich aus Mitgliedern der «Big Sisters» und «Big Brothers» zusammensetzt. Seit 1935 wurde von den Gerichten in Evanston kein Mensch zu Gefängnis verurteilt, der unter 32 Jahren alt war!

Im gesamten Staat Ohio ist die durchschnittliche Besetzungszahl der Jugend-erziehungsheime zwischen 1940 und 1955 von 392 auf 89 weibliche Zöglinge gesunken.

Die meisten der in Obhut genommenen Jugendlichen wurden unter 16 Jahren erfaßt, bei Mädchen scheinen 13 bis 14 Jahre das beste Alter für die Erziehungsaufnahme zu sein, jedoch kann bei ihnen schon mit 7 Jahren praktische Arbeit eingeleitet werden.

Ist die Jugendliche überhaupt noch nicht mit Polizei und Gericht zusammengekommen, so bezieht sich die *Erfolgszahl* etwa auf 99 %. Ist aber ein junges Mädchen bereits einmal verurteilt und erst im Gefängnis gewesen, so bestehen immer noch 80 % Wahrscheinlichkeit, daß es nicht rückfällig wird.

Stellt man sich vor, daß jede Zwangserziehung pro Jahr 500 Dollar pro Kopf kostet, daß aber die «Big Brothers» und «Big Sisters» für ihre Methode der Aufnahme in die Familien, in ihre Wirtschaften und Arbeitsstätten in der gleichen Zeit nur 20 Dollar in bar aufzubringen brauchen, so bekommt man hier bereits einen Einblick, welche volkswirtschaftlichen Werte diese Organisation der «Big Sisters» mit der Organisation der «Brothers» jährlich zu retten vermögen. H. Sch.-L.

Förderung von Gemeindestuben

Der Tätigkeitsbericht der Schweizerischen Stiftung zur Förderung von Gemeindestuben und Gemeindehäusern über das Jahr 1955 weiß viel Erfreuliches zu berichten. Einmal steigt die Frequenz in den vorhandenen Gemeindestuben, was auf die Einbeziehung immer größerer Schichten der Bevölkerung in die Industrie zurückzuführen ist, andererseits nimmt das Verständnis zu, das man dieser wohl-tuenden Institution entgegenbringt. *Aufgabe* der Stiftung ist es noch immer, den Boden vorzubereiten, daß neue Gemeindestuben entstehen, jede solche Initiative zu unterstützen und den bestehenden Häusern in ihrer Arbeit behilflich zu sein. An mehreren größeren Orten wurde die Initiative für Neugründungen ergriffen, oftmals in Verbindung mit Sektionen des Gemeinnützigen Frauenvereins, so u. a. in Olten. Viele dieser Projekte scheiterten aber an der *Finanzierungsfrage*; denn die einmal gegründeten Gemeindestuben sollten selbsttragend sein. Dazu müssen sie wenigstens 45 Mahlzeiten pro Tag abgeben können. Gerade in Berggegenden, wo die Schulkinder von weit her kommen, wäre eine Gemeindestube ein Segen; aber gerade dort fehlt es am genügenden Besuch, aber auch an den notwendigen finanziellen Mitteln für eine eventuelle Subventionierung von seiten der Gemeinde. Oftmals scheitert ein guter Plan am Mangel eines geeigneten Objektes zur Einrichtung der Gemeindestube, oder die vorhandenen Liegenschaften sind so belastet, daß eine Ablösung zu kostspielig wäre. Es ist deshalb sehr bedauerlich, daß für die Einrichtung der Gemeindestuben den Initianten nicht mehr Mittel zur Verfügung stehen. Man versucht sich öfters auf die Art zu helfen, daß man sich mit der Gemeinde oder Kirchengemeinde verbindet, um in gemeinsamer Verwendung die notwendigen Lokalitäten zu bekommen.

Man versucht deshalb eine *neue Lösung* des Problems. Um in Fällen, wo andere Organisationen bereit wären mitzuhelfen, wo es ihnen aber an den geeigneten Persönlichkeiten fehlt, rasch handeln zu können, gründete der Stiftungsrat eine Genossenschaft für alkoholfreie Gemeindestuben und Gemeindehäuser mit Sitz in Zürich. Diese übernimmt die Führung einer Gemeindestube so lange, bis am Orte selbst eine eigene Organisation in der Lage ist, dies selbst zu tun.

Immer mehr werden den Gemeindestuben auch *soziale Arbeiten* übertragen, bedingt aus der Not unserer Zeit, die das Einsamsein so vieler Menschen zur Folge hat. An Tagungen und Kursen kommen diese Probleme zur Sprache. In zahlreichen Fällen ist die Stiftung auch bei Lohnfragen und Fürsorgefällen zu Rate gezogen worden, hatte sich zu Altersfürsorgeeinrichtungen zu äußern und bei Versicherungsabschlüssen und der Ausarbeitung von Verträgen einzuschalten. Zahlreiche Sonderaufgaben machen das Maß der vielseitigen und segensreichen Tätigkeit der Stiftung voll.

-17-

HAUSHALTUNGSSCHULE BERN, Fischerweg 3

der Sektion Bern des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Winterkurs

Beginn 5. November 1956. Dauer sechs Monate. Zweck der Schule ist: Ausbildung junger Mädchen zu tüchtigen, wirtschaftlich gebildeten Hausfrauen.

Praktische Fächer: Kochen, Hauspflege, Waschen, Bügeln, Handarbeiten, Flicker.

Theoretische Fächer: Nahrungsmittel- und Ernährungslehre, Haushaltungskunde, Buchhaltung, Bürgerkunde, Hygiene und Kinderpflege.

Der Besuch dieser Kurse **befreit** von der obligatorischen Fortbildungsschulpflicht.

Tages-Kochkurse: Beginn: 3. September, 15. Oktober, 19. November 1956. Dauer 6 Wochen, je vormittags.

Hauspflegerinnenschule: Kursdauer 1 Jahr, wovon 4 Monate in Internat und 8 Monate extern in Praktika. Mindesteintrittsalter 25 Jahre.

Kursbeginn: 1. Oktober 1956.

Auskunft und Prospekte durch die **Vorsteherin Frl. Nyffeler.** Tel. (031) 2 24 40.

Ein Schmuckstück als Geschenk,
wünschenswert und echt, zur Freude
für Sie aus handwerklichem Atelier

Widmer

Gold- und
Silberschmied
Graben 22
Aarau

Alle Jezler-Bestecke

Bei Adreßänderungen

bitten wir, auch die alte Adresse anzugeben.

Büchler & Co., Marienstraße 8, Bern

Erholungsheim Sonnhalde Waldstatt

Appenzell A.-Rh

bietet Müttern mit oder ohne Kinder sowie Töchtern Erholung zu bescheidenen Preisen. Separates Kinderhaus. Zentralheizung, fließendes Wasser.

Geöffnet von Mitte März bis November

Nähere Auskunft erteilt gerne die
Heimleitung Tel. (071) 5 20 53

FÜR IHR SONNTAGS-MENU

EINHORN Spätzli



aus bestem Spezial-Hartweizengrieß und frischen
Eiern hergestellt
eine Teigwaren-Spezialität der

Einhorn AG. Nahrungsmittel, Affoltern am Albis

Pelzhaus
CH. WEISS-STAIGER

Bern

Kramgasse 19



Bedient Sie gut
und preiswert!



Änderungen und Reparaturen
können jetzt sorgfältig ausgeführt
werden



Tausend-Scherben-Künstler

K. F. Girtanner, Brunngasse 56, Bern

Telephon 2 82 14

Atelier für zerbrochene Gegenstände (Ohne Glas)

Auch Puppenreparatur

**Die Berufswahl
unserer Mädchen**

Wegleitung für Eltern, Schul- und Waisenbehörden

Empfohlen vom Schweiz. Gewerbeverband
vom Schweiz. Verband für Berufsberatung
und Lehrlingsfürsorge und vom Schweiz.
Fräuwergewerbeverband

Verlag Büchler & Co., Bern



**COMPOSTO
LONZA**

verwandelt Gartenabfälle,
Laub, Torf etc. rasch in besten
GARTENMIST

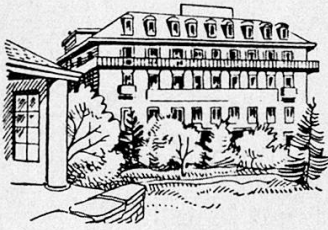
LONZA AG BASEL

Daheim

Alkoholfrei geführtes Haus

Gute Küche Freundliche Hotelzimmer

BERN Zeughausgasse 31 5 Minuten vom Bahnhof Telefon 2 49 29



Rheinfelden

SOLBAD SCHÜTZEN

Sol- und Kohlensäurebäder
Wickel, Fango, Trinkkuren
Inhalationen
Sole-Duschen

Sole-Unterwasserstrahlmassage

Glänzende Heilerfolge bei Frauen- und Kinderkrankheiten, Herz- und Nervenleiden, Ischias, Gicht, Rheuma, Venenentzündungen, Leber-, Nieren- und Gallenleiden, Erkrankungen der oberen Luftwege, Grippenrückständen, Unfallfolgen, Rekonvaleszenz, gegen frühzeitiges Altern

Erfolgreiche Badekuren im

BAD-HOTEL BÄREN, BADEN b. Zürich

Ruhige Lage. Komfort. Quellen und Kurmittel im Hause.
Gepflegte Küche (Diät). Pension ab Fr. 14.50—19.—.
Prospekte durch **Familie K. u. H. Gugolz**, Tel. (056) 2 51 78
Gleiches Haus: **Hotel Boldt, Lugano-Castagnola**.



Innere Enge

BERN

Inhaber: **F. Weber-Moll**

Die gediegene Gaststätte im
schönsten Park

Tradition — Ruhe — Vortreffliche
Spezialitäten

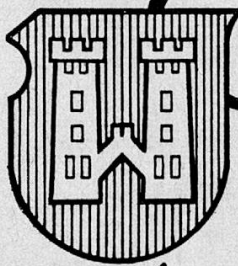
Hotel Hirschen Sursee

empfiehlt sich den verehrten Frauenvereinen bestens

Große und kleine Lokalitäten

Tel. (045) 5 70 48

L. Wüst



Weißburger

*Erfrischend
u. gesund*

Kur-und-Tafelwasser

G. FEUCHT, *Optiker*

Nachfolger von O. HOPPLER

BAHNHOFSTRASSE 48

TELEFON 23 31 12

ZÜRICH

Brillen moderner Bauart

Etuis in Leder und Metall

Barometer, Thermometer

Feldstecher, Operngläser, Fernrohre

Mech. und elektr. Spielwaren

Modellbau

• Fachmännische, uneigennützigte Beratung

Pasteurisierte Milch im Haushalt



Pasteurisierte Milch - ein Genuß zu jeder Zeit

BAHNHOFBUFFET ZÜRICH

R. Candrian-Bon *Telex 52 5 52* *Telef. (051) 23 46 44*